

Heinrich von Kleist und Basel

Autor(en): Albert Gessler
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1908

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/5c128591-a563-4c97-a68b-b82db890e7f5>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Heinrich von Kleist und Basel.

Von Albert Geßler.

1. Kleist in Basel.

Daß der unglückliche Dichter Heinrich von Kleist (1777—1811) längere Zeit in der Schweiz gelebt hat, dürfte bekannt sein. Theophil Zolling hat darüber im Jahre 1882 ein äußerlich wie innerlich vornehm gehaltenes Buch geschrieben¹⁾. Hier sei nur ganz kurz Folgendes gesagt. Kleist war, bei höchsten Geistesgaben, eine schwermütige Natur, ein Melancholiker; schon Tieck hatte diese „Melankolie“ erkannt, und Kleist schien ihm (1808), als er ihn in Dresden kennen lernte, Ähnlichkeit mit den Bildern des Torquato Tasso zu haben²⁾. Er war am 18. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren, nach dem Tode seines Vaters (1788) in Berlin erzogen und aus Familientradition, fast noch als Knabe (1792), Soldat geworden, hatte 1793 und 1794 als Fähnrich den Rheinfeldzug mitgemacht und war 1797 zum Leutnant vorgerückt. Aber das Potsdamer Garnisonsleben widerte ihn an, er ergab sich wissenschaftlichen Arbeiten und nahm seinen Abschied (1799). Seine Studien an der Universität Frankfurt a/D. waren tief, aber kaum regelmäÙig; sie betrafen zumeist Physik und Philosophie. Bald verlobte er sich

¹⁾ „Heinrich von Kleist in der Schweiz. Nebst 38 bisher ungedruckten Briefen.“ Stuttgart, W. Spemann, 1882. Dazu „Nachträge zu Heinrich von Kleists Leben“, „Die Gegenwart“ Bd. XXIV, 1883, S. 118 ff.

²⁾ „Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften“, herausgegeben von L. Tieck (Berlin 1821) S. V und XXVIII f. Auch Fouqué nennt ihn einen „edlen, aber in seiner Tiefe immer etwas melancholischen Geist“ (Steig „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe“, 1901, S. 687.)



mit der 1780 geborenen Charlotte Wilhelmine von Zenge und wollte sich auf den Staatsdienst vorbereiten, d. h. er ging im August 1800 nach Berlin und wurde als Volontär im Zoll- und Akzisedepartement beschäftigt. Dann reiste er nach Würzburg¹⁾; der Aufenthalt dort erleichterte ihn von manchem Bedrückenden; auch daß er in diesen Monaten in dem Mecklenburger Louis von Brockes einen Freund fand, beruhigte und beglückte ihn. In Berlin wurde er Referent in den Sitzungen des Manufaktur- und Kommerzkollegiums; als aber seine Stelle fest werden sollte, schlug er sie aus, mit sich selbst uneins, ja an Allem verzweifelnd. Die Briefe an seine Stiefschwester Ulrike und an die Braut geben ein erschütterndes Bild von den Seelenkämpfen des an Verstand und Talent so Hochbegabten, im Gemüte jedoch unheimlich Kranken²⁾. Flucht aus Allem heraus, Flucht vor dem eigenen Wesen, Sehnsucht nach Ruhe jagten den von Selbstvorwürfen Gepeinigten im April 1801 in Begleitung Ulrikens nach Dresden, dann nach Leipzig, nach Halle, nach Halberstadt, nach Göttingen, nach Straßburg, endlich nach Paris. Auch da keine Ruhe: So schrieb er am 18. Juli 1801 von der französischen Hauptstadt aus an seine Dresdener Freundin Karoline von Schlieben³⁾, „Ich hoffe auf etwas Gutes, doch bin ich auf das Schlimmste gefaßt. Freude gibt es ja doch auf jedem Lebenswege, selbst das Bitterste ist doch auf kurze Augenblicke süß. Wenn nur der Grund recht dunkel ist, so sind auch matte Farben hell. Der helle Sonnenschein des Glücks, der uns verblendet, ist auch nicht einmal für

¹⁾ Die Briefe von dieser Reise an Wilhelmine von Zenge in dem ausgezeichneten Briefbände der Kleist-Ausgabe von Erich Schmidt, Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) V, Nr. 17 ff., S. 92—148.

²⁾ Briefe an Ulrike und Wilhelmine a. a. O. V. Nr. 24 ff., S. 148 ff.

³⁾ V. Nr. 45, S. 238 f.



unser schwaches Auge gemacht. Am Tage sehn wir wohl die schöne Erde, doch wenn es Nacht ist, sehn wir in die Sterne. — ... Ach, liebe Freundin, wenn Sie sich Thränen ersparen wollen, so erwarten Sie wenig von dieser Erde, sie kann nichts geben, was ein reines Herz wahrhaft glücklich machen könnte. Blicken Sie zuweilen, wenn es Nacht ist, in den Himmel. Wenn Sie auf diesem Sterne keinen Platz finden können, der Ihrer würdig ist, so finden Sie vielleicht auf einem andern einen um so bessern. Und nun leben Sie wohl — der Himmel schenke Ihnen einen heitern, frischen Morgen — einen Regenschauer in der Mittagshitze, — und einen stillen, kühlen, sternklaren Abend, an welchem sich leicht und sanft einschlafen läßt. Heinrich Kleist.“

Und an Wilhelminen heißt es am 21. desselben Monats, nachdem er sich wegen seiner ihr unverständlichen Abreise von Berlin entschuldigt hat¹⁾: „Ja, meine liebe Freundin, wenn mein Betragen Dich ein wenig beängstigt hat, so war doch nicht mein Herz, sondern bloß meine Lage Schuld daran. Verwirrt durch die Sätze einer traurigen Philosophie, unfähig mich zu beschäftigen, unfähig, irgend etwas zu unternehmen, unfähig, mich um ein Amt zu bewerben, hatte ich Berlin verlassen, bloß weil ich mich vor der Ruhe fürchtete, in welcher ich Ruhe grade am Wenigsten fand; und nun sehe ich mich auf einer Reise ins Ausland begriffen, ohne Ziel und Zweck, ohne begreifen zu können, wohin das mich führen würde — Mir war es zuweilen auf dieser Reise, als ob ich meinem Abgrunde entgegen gieng. — Und nun das Gefühl, auch Dich mit mir hinabzuziehen, Dich, mein gutes, treues, unschuldigtes Mädchen, Dich, die sich mir ganz hingeeben hat, weil sie ihr Glück von mir erwartet — Ach, Wilhelmine, ich habe oft mit mir gekämpft — und warum soll ich nicht das Herz haben, Dir zu sagen, was ich mich nicht

¹⁾ V. Nr. 46, S. 241 ff.



Ich äme, mir selbst zu gestehen? Ich habe oft mit mir gekämpft, ob es nicht meine Pflicht sei, Dich zu verlassen? Ob es nicht meine Pflicht sei, Dich von dem zu trennen, der sichtbar seinem Abgrunde entgegen eilt? — Doch höre, was ich mir antwortete. Wenn Du sie verlässest, sagte ich mir, wird sie dann wohl glücklicher sein? Ist sie nicht doch auch dann um die Bestimmung ihres Lebens betrogen? Wird sich ein anderer Mann um ein Mädchen bewerben, dessen Verbindung weltbekannt ist? Und wird sie einen andern Mann lieben können, wie mich —? Doch nicht Dein Glück allein, auch das meinige trat mir vor die Seele — ach, liebe Freundin, wer kann sich erwehren, ein wenig eigennützig zu sein? Soll ich mir denn, so fragte ich mich, die einzige Aussicht in der Zukunft zerstören, die mich noch ein wenig mit Lebenskraft erwärmt? Soll ich auch den einzigen Wunsch meiner Seele fahren lassen, den Wunsch, Dich mein Weib zu nennen? Soll ich denn ohne Ziel, ohne Wunsch, ohne Kraft, ohne Lebensreiz umherwandeln auf diesem Sterne, mit dem Bewußtsein, niemals ein Örtchen zu finden, wo das Glück für mich blüht — Ach, Wilhelmine, es war mir nicht möglich, allen Ansprüchen auf Freude zu entsagen, und wenn ich sie auch nur in der entferntesten Zukunft fände. Und dann — ist es denn auch so gewiß, daß ich meinem Abgrund entgegen eile? Wer kann die Wendungen des Schicksals errathen? Giebt es eine Nacht, die ewig dauert? So wie eine unbegreifliche Fügung mich schnell unglücklich machte, kann nicht eine eben so unbegreifliche Fügung mich eben so schnell glücklich machen? Und wenn auch das nicht wäre, wenn auch der Himmel kein Wunder thäte, worauf man in unsern Tagen nicht eben sehr hoffen darf, habe ich denn nicht auch Hülfsmittel in mir selbst? Habe ich nicht Talent, und Herz und Geist, und ist meine gesunkene Kraft denn für immer gesunken? Ist diese Schwäche mehr als eine vorübergehende Krankheit, auf welcher Gesundheit



und Stärke folgen? Kann ich denn nicht arbeiten? Schäme ich mich der Arbeit? Bin ich stolz, eitel, voll Vorurtheile? Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen, und will ich einen größeren Preis, als Freiheit, ein eigenes Haus und Dich?

Küsse mein Bild, Wilhelmine, so wie ich so eben das Deinige geküßt habe — Doch höre. Eines muß ich Dir noch sagen, ich bin es Dir schuldig. Es ist gewiß, daß früh oder spät, aber doch gewiß einmal ein heitrer Morgen für mich anbricht. Ich verdiene nicht unglücklich zu sein, und werde es nicht immer bleiben. Aber — es kann ein Weilchen dauern, und dazu gehört Treue. Auch werde ich die Blüthe des Glückes pflücken müssen, wo ich sie finde, überall, gleichviel in welchem Lande, und dazu gehört Liebe. — Was sagst Du dazu? Frage Dein Herz. Täusche mich nicht, so wie ich fest beschlossen habe, Dich niemals zu täuschen.“

Dann schildert er einen zwischen Koblenz und Köln auf dem Rhein erlebten Sturm und schließt: „Ein Jeder klammerte sich alle Andern vergessend an einen Balken an, ich selbst, mich zu halten. — Ach, es ist nichts ekelhafter, als diese Furcht vor dem Tode. Das Leben ist das einzige Eigenthum, das nur dann etwas wert ist, wenn wir es nicht achten. Verächtlich ist es, wenn wir es nicht leicht fallen lassen können, und nur der kann es zu großen Zwecken nutzen, der es leicht und freudig wegwerfen könnte. Wer es mit Sorgfalt liebt, moralisch todt ist er schon, denn seine höchste Lebenskraft, nämlich es opfern zu können, modert, indessen er es pflegt. Und doch — o wie unbegreiflich ist der Wille, der über uns waltet! — Dieses räthselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigenthum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts werth ist, wenn sie uns etwas werth ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und



verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, das jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständliches Buch, sind wir nicht durch ein Naturgesetz gezwungen es zu lieben? Wir müssen vor der Vernichtung beben, die doch nicht so qualvoll sein kann, als oft das Dasein, und indessen Mancher das traurige Geschenk des Lebens beweint, muß er es durch Essen und Trinken ernähren und die Flamme vor dem Erlöschen hüten, die ihn weder erleuchtet, noch erwärmt.

Das klang ja wohl recht finster? Geduld — es wird nicht immer so sein, und ich sehne mich nach einem Tage, wie der Hirsch in der Mittagshitze nach dem Strome, sich hineinzustürzen — Aber Geduld! — Geduld —? Kann der Himmel die von seinen Menschen verlangen, da er ihnen selbst ein Herz voll Sehnsucht gab? Zerstreuung! Zerstreuung! — O wenn mir die Wahrheit des Forschens noch so würdig schiene, wie sonst, da wäre Beschäftigung hier in diesem Orte vollauf. — Gott gebe mir nur Kraft! Ich will es versuchen. Ich habe hier schon durch Humboldt und Luchesini¹⁾ einige Bekanntschaften französischer Gelehrter gemacht, auch schon einige Vorlesungen besucht. — Ach, Wilhelmine, die Menschen sprechen mir von Alkalien und Säuren, indessen mir ein allgewaltiges Bedürfnis die Lippe trocknet. — Lebe wohl, wohl, schreibe mir bald, zum Troste.

Dein H. R."

Dies sind kleine Ausschnitte aus den Gemütsbildern der Briefe jener Zeit. — Sie sind hier notwendig, um zu zeigen, was der Dichter in der Schweiz getrieben hat.

Er blieb in Paris bis zum 17. November 1801; Genosse war ihm ein ziemlich unbedeutender Mensch, Heinrich Vohse, Maler, der Bräutigam Karoline von Schliebens. Innerlich ist Kleist

¹⁾ Gemeint sind Wilh. von Humboldt und Girolamo Luchesini, Preußens Vertreter in Paris.



damals zum Dichter gereift; sein Brief an Wilhelminen vom 10. Oktober 1801 spricht es aus¹⁾. Zugleich wünscht er sich „ein grünes Häuschen“, das ihn und die Braut empfinde. Das krystallisiert sich dann zu einem deutlichen Plane: „Fasse Muth“, heißt es²⁾, sieh mein Bild an, und küsse es. — Da schwebt mir unaufhörlich ein Gedanke vor die Seele — aber wie werde ich ihn aussprechen, damit er Dir heiliger Ernst, und nicht kindisch-träumerisch erscheine? Ein Ausweg bleibt mir übrig, zu dem mich zugleich Neigung und Nothwendigkeit führen. — Weißt Du, was die alten Männer thun, wenn sie 50 Jahre lang um Reichthümer und Ehrenämter gebuhlt haben? Sie lassen sich auf einen Heerd nieder, und bebauen ein Feld. Dann, und dann erst, nennen sie sich weise. — Sage mir, könnte man nicht klüger sein, als sie, und früher dahin gehen, wohin man am Ende doch soll? — Unter den persischen Magiern gab es ein religiöses Gesetz: ein Mensch könne nichts der Gottheit wohlgefälligeres thun, als dieses, ein Feld zu bebauen, einen Baum zu pflanzen, und ein Kind zu zeugen. — Das nenne ich Weisheit, und keine Wahrheit hat noch so tief in meine Seele gegriffen, als diese. Das soll ich thun, das weiß ich bestimmt — Ach, Wilhelmine, welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen! Ruhe vor den Leidenschaften! Ach, der unseelige Ehrgeiz, er ist ein Gift für alle Freuden. — Darum will ich mich losreißen, von allen Verhältnissen, die mich unaufhörlich zwingen zu streben, zu beneiden, zu wetteifern. Denn nur in der Welt ist es schmerzhaft, wenig zu sein, außer ihr nicht. — Was meinst Du, Wilhelmine, ich habe noch etwas von meinem Vermögen, wenig zwar, doch wird es hinreichen, mir etwa in der Schweiz

¹⁾ V. Nr. 49, S. 261, Zeile 21.

²⁾ V. Nr. 49, Seite 261 ff.



einen Bauerhof zu kaufen, der mich ernähren kann, wenn ich selbst arbeite. Ich habe Dir das so trocken hingeschrieben, weil ich Dich durch Deine Phantasie nicht bestechen wollte. Denn sonst gibt es wohl keine Lage, die für ein reines Herz so unüberschwenglich reich an Genüssen wäre, als diese. — Die Romane haben unsern Sinn verdorben. Denn durch sie hat das Heilige aufgehört, heilig zu sein, und das reinste, menschlichste, einfältigste Glück ist zu einer bloßen Träumerei herabgewürdigt worden. — Doch wie gesagt, ich will Deine Phantasie nicht bestechen. Ich will die schöne Seite dieses Standes gar nicht berühren, und dies einem künftigen Briefe aufbewahren, wenn Du Geschmack an diesem Gedanken finden kannst. Für jetzt prüfe bloß mit Deiner Vernunft. Ich will im eigentlichsten Verstande ein Bauer werden, mit einem etwas wohlklingenderen Worte, ein Landmann. — Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden mögte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat seine eigne Art, glücklich zu sein, und niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sein soll. Was ich thue, ist nichts Böses, und die Menschen mögen über mich spötteln so viel sie wollen, heimlich in ihrem Herzen werden sie mich ehren müssen. Doch wenn auch das nicht wäre, ich selbst ehre mich. Meine Vernunft will es so, und das ist genug.“

Am 27. Oktober 1801 malt er dann das Glück des Landlebens noch deutlicher aus¹⁾ und erbittet sich Briefe bereits nach Bern. Wilhelmine, die sich mit ihrem Vater beraten hatte, setzte diesem abenteuerlichen Plane die Gründe der Vernunft entgegen. Aleist begriff nicht, und innerlich löste sich sein Verlöbniß; äußerlich verstummte er gegen die Braut, und erst am 20. Mai 1802 schrieb er ihr — von der Nareinsel

¹⁾ V. Nr. 50, Seite 264 f.



bei Thun aus — den Abschiedsbrief¹⁾, der mit den Worten schließt: „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch, als bald zu sterben“.

Außer Wilhelmine, der Braut, hatte auch Ulrike, die (Stief-) Schwester, oft genug wohl in heftigen Szenen, wenn die beiden Kleist-Starrköpfe zusammenstießen, dem Dichter beständig Vernunft gepredigt, vergeblich.

Am 17. November 1801 gingen die beiden mit Lohse von Paris weg nach Frankfurt a/M; Ulrike wandte sich von da nach der Heimatstadt Frankfurt a/D; Kleist reiste mit Lohse über Darmstadt und Heidelberg nach Basel.

Am 16. Dezember 1801 beschrieb er von hier aus der Schwester, die nun wieder das „liebe, theure Ulrikchen“ ist, die Reise, voll Glück²⁾: „Mögest Du doch“, heißt es im Eingang, das Ziel Deiner Reise so glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen! „Das Wetter“, fährt er weiter unten fort,³⁾ „war so ziemlich erträglich, fast eben so erträglich wie auf der Lebensreise, ein Wechsel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht schöner sein können. — Von hier (Straßburg) aus gingen wir durch das französische Elsaß nach Basel. Es war eine finstre Nacht, als ich in das neue Vaterland trat. Ein stiller Landregen fiel überall nieder. Ich suchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war so dunkel. Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben. — Ich bin schon seit einigen Tagen hier, und hätte Dir freilich ein wenig früher schreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niedersetzte, war es mir ganz unmöglich. — Diese Stadt ist sehr still, man

¹⁾ V. Nr. 60, Seite 288 f.

²⁾ V. Nr. 52. S. 268 ff.

³⁾ V. Seite 270 f.



könnte fast sagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur sieht hier aus wie eine 80jährige Frau. Doch sieht man ihr an, daß sie in ihrer Jugend wohl schön gewesen sein mag¹⁾. — Zuweilen stehe ich auf der Rheinbrücke und es ist erfreulich zu sehen, wie dieser Strom schon an seinem Beginnen so mächtig anfängt. Aber man sagt, er verliert sich im Sande. Heinrich Zschokke ist nicht mehr hier. Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger untereinander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben! — Ich wollte, Du wärest bei mir geblieben. — Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerspruche stehen und doch ungern scheiden? — Lebe wohl, schreibe mir nach Bern.“

Nun ist Kleist in Basel. Er sei, sagt er also am 16. Dezember, „schon seit einigen Tagen hier.“ Das läßt sich direkt beweisen. Der vom Basler St. Johannstor über die zureisenden Fremden gegebene Rapport des Torschreibers meldet zum 13. X^{bris} 1801:

Cit(onens) Kleist	} Mahler de paris
Lohse	

und fügt bei: „Gestrent Nachts nach dem Rapport ankommen“. Die auf der Polizei geführte „Kontrolle des täglichen Rapports“²⁾

¹⁾ Auch an Zschokke heißt es am 1. Februar 1802 von Thun aus: „Jetzt zwar sieht auch hier unter den Schneeflocken die Natur wie eine 80jährige Frau aus, aber man sieht es ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen sein mag“. (V. Nr. 55, S. 281.)

²⁾ Basler Staatsarchiv Q 2 nebst zugehörigem Blätterkonvolut. — Als bloßes Kuriosum sei angemerkt, daß in der damals so kleinen



hat, den obigen Angaben entsprechend, zum 13. X^{bris} 1801 den Vermerk:

Kleist et Lohse de Paris, Peintres

und nennt als ihr Absteigequartier den damals von Richard Vanderer-Bienz gut geführten Gasthof zum „Storken“ an der Stadthausgasse No. 157—161. Das „seit einigen Tagen hier“ heißt also: Seit dem 12. Dezember 1801, spät Abends.

Kleist als „Maler“! Er hat natürlich damit weder sich als bildenden Künstler bezeichnen, noch die Behörde irre führen wollen; sondern ihm, dem Beruflosen, wird es angenehm gewesen sein, wenn Lohse, um unnötigen Fragereien auszuweichen, seinen eigenen Beruf auch als den des Begleiters nannte.¹⁾ „Citoyens“ heißen die beiden, weil sie aus Paris kamen.

Kleist hat sich dann jedenfalls Basel genau angesehen; denn er hat die Stille und Dede der Stadt wahrgenommen und hat sinnend auf der Rheinbrücke gestanden. Für sein Herumwandern gibt es abermals einen direkten Beweis. Das auf der Universitätsbibliothek in Basel aufbewahrte Fremdenbuch, in welches sich seit dem Jahre 1664 die Besucher des Hauses zur „Mücke“ eintrugen, wo außer der Bibliothek die Meisterwerke Holbeins und andere Kunstschätze aufbewahrt wurden, enthält zum 21. Dezember 1801 den vom Besucher selbst geschriebenen sauberen Eintrag:

Stadt am selben 13. Dezember noch ein Kleist abgestiegen ist: ein „Negoziant aus Sachsen“, der in den „3 mages“, (Hotel „Drei Königen“) nächtigte.

¹⁾ Mit Malerei hat sich Kleist erst am Schlusse seines Lebens, in seinen Zeitschriften „Phöbus“ und „Abendblätter“ — theoretisch — beschäftigt (vgl. Steig „S. v. Kleist's Berliner Kämpfe“ S. 248—288); sein Interesse für die Malerei ist aber wohl durch Lohse geweckt oder doch genährt worden.



„Heinrich v. Kleist aus Frankfurt a/Oder.¹⁾
Lohse ist nicht eingezeichnet.

Kleist wollte also in Basel Heinrich Zschokke besuchen, der in Frankfurt a/O. (1792—95) Privatdozent gewesen und wohl dort schon mit der Familie Kleist bekannt geworden war. Der Ausdruck: „Heinrich Zschokke ist nicht mehr hier“ läßt darauf schließen, daß der Genannte auch Ulrike bekannt war. Diese hätte gewiß den unpraktischen Bruder gerne gleich beim Eintritt in die Schweiz im Schutze des weltgewandten, edeln, mit den schweizerischen Verhältnissen wohl vertrauten Mannes gesehen.

Zschokke, der geborene Magdeburger,²⁾ war nach einem bewegten Jugendleben, in dem er Hauslehrer, Theaterdichter bei einer wandernden Schauspielerbande, Student, beinahe Pastor, dann Privatdozent gewesen war, im Jahre 1795 nach der Schweiz gekommen, bei deren ersten Anblicke, vom Bodensee her, er in stillem Staunen nur den einzigen Gedanken gehabt hatte: „Diese Felsenburg der Freiheit, hat sie keinen Winkel für mich?“ Er war dann aber, von den Zuständen der alten Eidgenossenschaft bitter enttäuscht, nach Paris gegangen, bald jedoch nach der Schweiz zurückgekehrt und im Dezember 1796 Vorsteher der bündnerischen Erziehungsanstalt Reichenau geworden. Für seine segensreiche Tätigkeit dort war er mit dem bündnerischen Bürgerrecht bedacht worden, hatte dann aber als „Patriot“, d. h. als Anhänger französischer Freiheitsideen, flüchten müssen und war als bündnerischer Abgeordneter nach Aarau gekommen, wo kurz vorher (1798) die Behörden der neuen „Helvetischen

¹⁾ Th. Bäschlin „Aus einem Fremdenbuche der öffentlichen Bibliothek der Stadt Basel“ (Basler Jahrbuch 1906 S. 193—202); die Notiz über Kleist bei Bäschlin (S. 201) ungenau.

²⁾ Zschokke „Selbstschau“, Aarau 1842; ferner die Biogr. bei Goedekes, Grundr., erste Aufl. III. S. 668.



Republik“ konstituiert worden waren. Im Frühling 1799 hatte ihn das helvetische Direktorium zum Regierungskommissär ernannt, zuerst in Unterwalden, dann im ganzen helvetischen Kanton Waldstätten und im Tessin. Ueberall zeigte er sich als energischer und glücklicher Organisator; so auch in Basel, dessen Landbevölkerung er als Regierungsstatthalter zum Frieden brachte. Als aber nach dem Staatsstreich vom 28./29. Oktober 1801 die Föderalisten, d. h. die Anhänger des Alten, sich wieder fester zu erheben begonnen hatten, war er als „Unitarier“ am 11. November von der Basler Regierungsstatthalterei zurückgetreten und hatte sich (24. Nov.), von den Basler Chasseurs bis an die Kantonsgrenze geleitet, nach Bern zurückgezogen.¹⁾ Das ist, was Kleist drei Wochen später mit den Worten bezeichnete: „Er hat seinen Abschied genommen und ist jetzt in Bern.“ Die folgende Stelle: „Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelassen. Man sagt, er sei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden“ lassen dann nochmals darauf schließen, daß Kleist in Basel sich umgesehen und manches gehört, daß er also von Basel einen mehr als nur flüchtigen Eindruck empfangen hat. Auch über die allgemeinen schweizerischen Verhältnisse scheint er sich in der Rheinstadt Auskunft geholt zu haben; sonst hätte er nicht in den Böses ahnenden Satz ausbrechen können: „Ach, Ulrike, ein unglückseliger Geist geht

¹⁾ Das würdevolle Demissionsgesuch Zschokkes bei J. Stridler „Altensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik“ VII, 668 f.; dort auch (VII, 669) die Genehmigung der Demission unter bester Verdankung der geleisteten Dienste. — Von Bern siedelte Zschokke 1802 nach Schloß Bieberstein bei Aarau, nach seiner Verheiratung (1805) nach Aarau selbst über. Dort begann dann die Zeit der Ruhe, d. h. einer vielseitigen Bürgertätigkeit und jener erspriesslichen Schriftstellerei, um deretwillen er noch heute beliebt ist. Er starb 1848. Im Jahre 1894 errichtete Aarau dem „Schriftsteller, Staatsmann und Volksfreund“ ein Denkmal.



durch die Schweiz. Es feinden sich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche, und doch nothwendiger bedarf als das Leben.“

Das ist also am 16. Dezember 1801 geschrieben, und am 21. war Kleist noch in Basel.

Aus der Tatsache, daß er an diesem Tage allein auf der Kunstsammlung gewesen ist, läßt sich schließen, daß er da schon mit dem Reisegenossen Vohse sich überworfen hatte. Er scheint dann geradezu vor ihm geflohen zu sein; denn am 23. finden wir Kleist in Viestal und besitzen folgenden Brief:¹⁾

„Viechsthal,²⁾ d. 23. Decmbr, 1801.

Mein lieber Vohse! Du empfängst durch einen Boten diesen eingeschloßenen Schlüssel, den ich nicht, wie ich gestern versprach, selbst nach Basel bringen kann, weil ich mich krankhaft ermattet fühle am Leibe und an der Seele. Sondre Dein Eigenthum von dem meinigen ab, schicke den Schlüssel mir zurück, und bedeute unsere lieben Wirtsleute, daß sie meine beiden Koffer zurückbehalten sollen bis auf weitere Nachricht.

Und weiter hätte ich Dir nichts zu sagen? O doch, noch etwas. Aber sei unbesorgt. Du sollst keine Vorwürfe von mir hören. Ich will Abschied von Dir nehmen auf ewig, und

¹⁾ V. Nr. 53, Seite 271 ff.

²⁾ Zur Schreibung „Viechsthal“ meint Zolling (Kleist-Ausg. in Kürschners „Nat.-Litt.“ Bd. I, S. XXXII), Kleist schreibe so, „offenbar durch den Schweizerdialekt irregeführt“. Dem ist nicht ganz so; der Basler Dialekt spricht „Vieschdel“. Das dürfte Kleist nicht verstanden haben, und es wird ihm langsam schweizerdeutsch-gutdeutsch vorgesprochen worden sein: „Vieschdal“ (Viestal), das er dann als „Viechsthal“ umschrieb. — In Viestal habe ich vergeblich nach Spuren von Kleist gesucht; sein Brief bleibt das einzige Dokument seines dortigen Aufenthaltes.



dabei fühle ich mich so friedliebend, so liebeich, wie in der Nähe einer Todesstunde.

Ich bitte um Deine Verzeihung! Ich weiß, daß eine Schuld auf meiner Seele haftet, keine häßliche zwar, aber doch eine, diese, daß ich Dein Gutes nicht nach seiner Würde ehrte; weil es nicht das Beste war. O verzeihe mir! Es ist mein thörigt überspanntes Gemüth, das sich nie an dem, was ist, sondern nur an dem, was nicht ist, erfreuen kann. Sage nicht, daß Gott mir verzeihen solle. Thue Du es, es wird Dir göttlich stehen. — Ich verzeihe Dir Alles, o Alles. Ich weiß jezt nicht einmal, ja kaum weiß ich noch, was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat, und wenn ich mich in diesem öden Zimmer so traurig einsam sehe, so kann ich mir gar nicht Rechenschaft geben, gar nicht deutlich, warum Du nicht bei mir bist!

Und ich sollte Dich nicht lieben? Ach, wie wirst Du jemals einen Menschen überzeugen können, daß ich Dich nicht liebte! — Du hast wohl selten daran gedacht, was ich schon für Dich gethan habe? Und es war doch so viel, so viel, ich hätte für meinen Bruder nicht mehr thun können. Denke nur zuweilen daran zurück, auch an Meß, ich muß Dich nur daran erinnern. Ach, es ist nicht möglich, nicht möglich, es muß Dich doch immer rühren, so oft Du daran denkst!

Und doch konntest Du von mir scheiden? So schnell? So leicht —? Ach, Dohje, wenn Caroline Dich einst fragen wird, wie konntest Du so schnell, so leicht von einem Menschen scheiden, der Dir doch so viel Liebes, so viel Gutes that, wie wirst Du Dich getrauen können zu antworten, es sei geschehen, weil er immer recht haben wollte —?

O weg von dem verhaßten Gegenstande. Du fühlst gewiß nicht einmal, was mich daran schmerzt. Ich habe mich in den vergangnen Tagen vergebens bemüht, auch mir diese Empfind-



lichkeit zu stumpfen. Aber noch die bloße Erinnerung erregt mir die Leidenschaft. — Was suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft? Warum grade, grade Du — ? Es war mir doch Alles in der Welt so gleichgültig, selbst das Höchste so gleichgültig; wie gieng es zu, daß ich mich oft an das Nichtswürdige setzen konnte, als gälte es Tod und Leben? Ach, es ist abscheulich, abscheulich, ich fühle mich jetzt wieder so bitter, so feindselig, so häßlich — Und doch hättest Du alle holden Töne aus dem Instrumente locken können, das Du nun bloß zerrissen hast —

Doch das ist geschehen. Ich will kurz sein. Unsere Lebenswege scheiden sich, lebe wohl — Und wir sollten uns nicht wiedersehen — ? O wenn Gott diesmal mein krankhaftes Gefühl nicht betrügen wollte, wenn er mich sterben ließe! Denn niemals, niemals hier werde ich glücklich sein, auch nicht wenn Du wiederkehrst. — Und Du glaubst, ich würde eine Geliebte finden? Und kann mir nicht einmal einen Freund erwerben? O geht, geht, Ihr habt alle keine Herzen — — Wenn mir geholfen ist, wie ich es wünsche, so ist es auch Dir. Ich weiß wohl noch etwas, worüber Du Thränen des Entzückens weinen sollst. Dann wird auch Caroline Dir etwas von mir erzählen. O Gott, Caroline! — Wirst Du sie denn auch glücklich machen? — O verschmähe nicht eine Warnung. Es ist die letzte, die pflegt aus reiner Quelle zu kommen. Traue nicht dem Gefühl, das Dir sagt, an Dir sei nichts mehr zu ändern. Vieles solltest Du ändern, manches auch könntest Du. Verne auch mit dem Garten umzugehen. — Wenn aber die Lebensreise noch nicht am Ende wäre, dann weiß ich noch nichts Bestimmtes. Bei Heinrich Ischoffe wirst Du aber immer erfahren können, wo ich bin. Schreibe mir, in ein Paar Monaten, wo Du bist, dann will ich mein Versprechen halten, und Dir die Hälfte von Allem übersenden, was mein ist. —



Und nun, was ich noch sagen wollte — es wird mir so schwer das letzte Wort zu schreiben — wir waren uns doch in Paris so gut, o so gut. — Bist Du nicht auch unsäglich traurig? Ach, höre, willst Du mich nicht noch einmal umarmen? Nichts, nichts gedacht, frage Dein erstes Gefühl, dem folge — —. Und wenn es doch das letzte Wort wäre — O Gott, so sage ich Dir und allen Freuden das Lebewohl Lebewohl Lebewohl. Heinrich Kleist."

Diesen Brief, voll von Anklagen gegen Vohse, aber auch voll von Selbstwürfen aus dem Grunde eigenen Gemüthsdüsters heraus, sandte Kleist also durch einen Boten nach Basel wohl in den Gasthof zum „Storchen“, nachdem Vohse den entronnenen Freund in Diestel besucht hatte.¹⁾ Aber Vohse war nicht mehr dort; er war nach Bern gereist. Dort finden wir auch Kleist am 27. Dezember. Unter diesem Datum fügte er dem Schreiben an Vohse eine formelle Absage der Freundschaft hinzu²⁾:

„Bern, d. 27^t Decmbr

Also Du bist nicht nach Basel gegangen? Ei der Tausend! Wie man doch die dummen Leute anführen kann! Denn ich habe Dich wirklich überall voll Betrübniß gesucht, und die ganze Scene von Meß wiederholt. — Also Du bist frisch und gesund in Bern? Nun das freut mich, freut mich doch — Aber Gott weiß, ich habe jetzt einen innerlichen Widerwillen vor Dir und könnte Dich niemals wieder herzlich umarmen. Ich nehme also das

¹⁾ So einzig kann ich mir die Stellen deuten: „Den ich nicht, wie ich gestern (wohl mündlich) versprach“ und: „was mich gestern so heftig gegen Dich erzürnt hat“. — Das Wort „Und doch konntest Du von mir scheiden? So schnell? So leicht?“ verstehe ich so: Kleist wollte Vohse in Diestel zurückhalten, doch dieser reiste nach Basel zurück.

²⁾ V. S. 273 f.



Obengesagte zurück. — Empfange Dein Eigenthum in der Krone¹⁾, schicke mir die Charte, Pantoffeln u. u. und lebe recht wohl.“

Kleist ist also jedenfalls am 24. nochmals in Basel gewesen und hat den Freund überall gesucht. Das dürfte ihm, abgesehen von der „Betrübnis“, nicht allzu schwierig geworden sein, da er nun die Stadt von seinem fast zwölfstägigen Aufenthalte her genauer gekannt haben wird.

Auch am 27. Dezember, wo er dies in Bern dem Freunde schreibt, hat er jedoch den Brief nicht abgeschickt, und am 29. fügte er eine zweite Nachschrift bei²⁾:

„d. 29^t, Mittags.

Mein lieber Vohse, ich muß Dir jetzt doch mein unverständliches Betragen erklären! Ich schrieb diesen Brief in Liechthal und empfing ihn in Basel zurück. — Als ich in Bern erfuhr, daß Du hier seyst, schrieb ich die Nachschrift. Denn damals schien es mir noch süß, Dir wehe zu thun. Am andern Tage dachte ich wieder, es [sei] so besser, Dir das zu ersparen. Darum schickte ich Dir bloß die Sachen ohne den Brief. — Heute Morgen als ich Dich unter den Arkaden begegnete, Gott weiß, ich hatte das Alles vergessen, mir war es wie vor 6 oder 8 Wochen. Aber das war doch wohl nur bloß ein vorübergehendes Gefühl. — Prüfe selbst ruhig, ob wir wohl für einander passen. — Du wirst wie ich, die Unmöglichkeit einsehen. — Aber komm noch einmal zu mir, wir wollen ohne Groll scheiden.“

Der Brief ist also erst nach einem Wiedersehen mit Vohse in dessen Hände gekommen.

¹⁾ „Die Krone“ der älteste große Gasthof in Bern, seit 1859 kein Gasthof mehr. Vgl. Durheim „Berner Chronik“ S. 408 f. (Mittheilung der Stadtkanzlei in Bern).

²⁾ V, 274.



Am 1. Februar erst erwartete Kleist von Thun aus einen seiner zwei bei den „lieben Wirtsleuten“ Landerer in Basel zurückgebliebenen Koffer¹⁾.

Kleist war also nahezu zwei Wochen in Basel gewesen.

Über seine weiteren Schicksale in der Schweiz mögen ein paar kurze Angaben genügen. In Kleists Entwicklung zum Dichter bedeutet zwar gerade sein Schweizeraufenthalt sehr viel; ich muß aber für das Genauere auf die Biographien von Ludwig Tieck²⁾, Eduard von Bülow³⁾, Adolf Wilbrandt⁴⁾, Otto Brahm⁵⁾, Franz Servaes⁶⁾, Theophil Zolling⁷⁾ und Erich Schmidt⁸⁾ verweisen⁹⁾.

Basel spielt für Kleist während der ersten seiner zwei Schweizerepisoden keine Rolle mehr.

¹⁾ Brief von Thun aus an Zschokke in Bern, V, Nr. 55, S. 281 und 465. — Ich nenne die „lieben Wirtsleute“ Landerer, weil ich der Ansicht bin, daß Kleist, wie die Polizeikontrolle (s. o. S. 256) aussagt, im „Storchen“ geblieben sei. Zolling („Nachträge“ in der „Gegenwart“ 1884, S. 136) nimmt zwar an, Kleist und Lohse hätten in Basel „gemeinsame Privatwohnung“ bezogen und schließt das wohl gerade aus dem Gruß an die „lieben Wirtsleute“. Das heißt aber nur nach norddeutschem Sprachgebrauche „Privatvermieter“, in der Schweiz hat es nur die eine Bedeutung: „Gastwirte“.

²⁾ In H. v. Kleists „Hinterlass. Schriften“ (Berlin 1821) und in H. v. Kleists „Ges. Schriften“, Bd. I (Berlin 1826).

³⁾ Berlin 1848.

⁴⁾ Nördlingen 1863.

⁵⁾ Berlin 1884.

⁶⁾ Leipzig und Wien 1902.

⁷⁾ Einleitung (1885) zu seiner Kleist-Ausgabe in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ (Bd. 149), I, S. XXXI ff.). Die dort (S. XXXII f.) und in der „Gegenwart“, Bd. XXIV (1883) S. 136 f. genannten Daten und die Erlebnisse Kleists erscheinen durch meine Untersuchungen ein wenig verändert.

⁸⁾ Einleitung zu der öfters citierten 5 bändigen Neuausgabe des Bibliogr. Instituts, Leipzig und Wien, Bd. I, S. 17 ff.

⁹⁾ Vor allem ist Th. Zolling „H. v. Kleist in der Schweiz“ (Stuttg. 1882) zu vergleichen.



In Bern schloß sich Kleist an Zschokke an und sah sich mit dessen Rat nach einem Bauerngute um. Wichtiger aber war für ihn, daß er in Zschokkes Kreis zwei anregende junge Männer fand: den Buchhändler Heinrich Gehner, den zweiten Sohn des bekannten Idyllikers Salomon Gehner, Schwiegersohn Wielands, und den ältesten Sohn Wielands selbst, Ludwig Wieland. Dieser feurige Mann schloß sich eng an Kleist an und meldete dessen Besuch nach Weimar (Othmanstedt) beim alten Chr. M. Wieland voraus. Kleist wurde es wohl in diesem Kreise; er teilte den dichterisch tätigen neuen Freunden seine eigenen, bisher vor allen verschlossenen poetischen Versuche mit: die „Familie Ghonorez“ (später „Familie Schroppenstein“) und wohl auch, was er schon am „Robert Guiscard“ gearbeitet hatte. Aus einem Wettstreite Zschokkes, Wielands und Kleists: zu einem auf Zschokkes Zimmer hängenden Stiche von Le Beau nach Debucourts Bild „La cruche cassée“ einen Text zu schreiben, ist später Kleists Lustspiel „Der zerbrochene Krug“, die einzige echte deutsche Komödie, hervorgegangen¹⁾. Auch an einen Leopold von Österreich“ dachte Kleist damals. Im April 1802 mietete er ein kleines Häuschen auf dem nach seinem Besitzer Gatschet-Delosea genannten Delosea-Inseli am Ausflusse der Aare aus dem Thunersee²⁾; eine Fischerstochter Mädeli (Elisabeth Magdalena Stettler) besorgte ihm den kleinen Haushalt; er war zufrieden: die Arbeit (am „Guiscard“) beglückte ihn, die Freunde sprachen ihm zu; durch alles Wohlbefinden hindurch brechen aber immer wieder die Todesgedanken: „Ich habe“, heißt es im Briefe vom 1. Mai an Ulrike, nach der Schilder-

¹⁾ Den dichterischen Wettkampf um den „Zerbrochenen Krug“ schildern ebenso reizvoll wie eingehend die Rapp. 5 und 6 von Zoltings „Heinrich von Kleist in der Schweiz“ (S. 29—43). Dazu Berichtigung in den „Nachträgen“ („Gegenwart“ 1883, S. 120).

²⁾ Brief an Ulrike vom 1. Mai 1802 (V, Nr. 59, S. 286 ff.).



ung des innern und äußern Wohlseins¹⁾), „keinen andern Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. — Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber mögte an die andern Ufer, wenn ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verban-
nung — Du verstehst mich.“

Kleist wurde dann krank und ging nach Bern zurück. Dort lag er zwei Monate; da erst schrieb er nach Hause. Ulrike kam, um ihn zu pflegen; am 16. September 1802 ist sie, laut Kontrolle der Thor-Rapporte, durch Basel gereist²⁾ und hat im Gasthaus zu den „Drei Königen“³⁾ übernachtet. Als der Bruder genesen war, reiste sie mit ihm und Wieland nach Deutschland zurück: über Basel, wie Zolling⁴⁾ nach einem Briefe Heinrich Gehners an Ischoffe vom 20. Oktober 1802⁵⁾ annimmt; die Basler Fremden-Kontrolle nennt jedoch die drei Reisenden nirgends, d. h. sie sind, um in Basel allenfalls zu erwartenden Schifanen auszuweichen, vielleicht doch nicht durch unsere Tore aus der Schweiz gegangen.

Das ist Kleists erster Schweizer-Aufenthalt. „Kleist war“, so präzisiert Ischoffe den Eindruck, den er damals von dem Dichter empfangen hat, „eine der schönen Erscheinungen im

¹⁾ V, S. 287.

²⁾ Basler Staatsarchiv, Q. 2, St. Bläsi-Thor: „Fräulein von Kleist aus Frankfurt a. d. Oder.“

³⁾ „3 mages“ (Angabe der Kontrolle).

⁴⁾ „H. v. R. in der Schweiz“, S. 74.

⁵⁾ Abgedruckt als Nr. XIV des Anhangs zu „H. v. R. in der Schweiz“, S. 161.



Leben für mich, die man ihres Selbstes willen liebt und nie zu lieben aufhört. In seinem Wesen schien mir, selbst während der fröhlichen Stimmung seines Gemütes, ein heimliches inneres Leiden zu wohnen. Eben das zog mich an ihn, fast mehr als sein talentreicher Geist und sittlicher edler Sinn. Es verlieh seinem Umgang die eigentümliche Anmuth. Ich nahm den tiefen Zug von Schwermuth für ein Nachweh in der Erinnerung an trübe Vergangenheiten, welches junge Männer von Bildung in solchem Lebensalter oft zu ergreifen pflegt, woran ich selber gelitten hatte: — Zweifeln und Verzweifeln an den höchsten Geistesgütern“¹⁾. — Im Winter 1802/03 erschien „Die Familie Schrockenstein. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen“ (anonym) bei Heinrich Gehner in Bern und Zürich.

Aleix ging nach Jena und Weimar zu Schiller und Goethe; Ulrike reiste nach Frankfurt a./O. zurück; ihr Bruder blieb in Ohmanstedt, Ch. M. Wielands Gut bei Weimar, des alten gütigen Herrn Gast. Dort gedieh der „Guiscard“ weiter. Aber Aleix wurde wieder von seiner dämonischen Unruhe erfaßt; er „mußte fort“²⁾, ging nach Leipzig, dann nach Dresden; dort fand er Freunde, so Ernst von Pfuel³⁾ und die Familie Schlieben. — Aleix erwog Mord und Selbstmord. Pfuel sah diese „Selbstverwüstung“⁴⁾ und forderte den Freund auf, mit nach der Schweiz zu kommen. Am 15. September 1803 reisten sie — meist zu Fuß — nach Bern, besuchten die Märe-Insel, gingen

¹⁾ Ed. von Bülow „Heinrich von Aleixs Leben und Briefe“, Berlin 1848, S. 28 (aus an einem Briefe Bschoppes an Bülow).

²⁾ Brief vom 13. März 1803 an Ulriken (V, Nr. 66, S. 293): ein ergreifendes Seelenbild des „unaussprechlichen Menschen“, wie Aleix sich selbst nennt.

³⁾ (1779—1866), damals als Sekondeleutnant verabschiedet, später preussischer General und Kriegsminister.

⁴⁾ Wilbrandt „Aleix“ S. 198.



dann nach Oberitalien, später von Mailand nach Genf. Dort ergriff den Dichter die Verzweiflung an allem¹⁾; erst neun Monate später, am 29. Juli 1804, konnte er sich Rechenschaft über diese Zeit geben; da schrieb er an Henriette von Schlieben²⁾, Karolinens Schwester: „Von dort (Varese) aus (wo er Maler Lohse wiedergesehen hatte³⁾), bin ich, wie von der Furie getrieben, Frankreich von Neuem mit blinder Unruhe in zwei Richtungen durchreiset, über Genf, Lyon, Paris nach Boulogne sur Mer gegangen, wo ich, wenn Bonaparte sich damals wirklich nach England mit dem Heere eingeschifft hätte, aus Lebensüberdruß einen rasenden Streich begangen haben würde“⁴⁾.

Auf dieser Reise hat Kleist in Paris den „Guiscard“, sein Hauptwerk, ins Feuer geworfen. Dann war er verschwunden. Pfuel hatte ihn vergeblich, sogar unter den Leichen der Morgue, gesucht und war dann heimgereist. Kleist wurde endlich wieder ruhiger, kehrte nach Paris zurück und begab sich von da nach Mainz. Dort lag er lange krank, im Juni 1804 stand er plötzlich wieder in Potsdam vor Pfuel, dem Begleiter in die Schweiz. So endete diese zweite „Schweizerreise“, welche, nach Zollings gutem Ausdruck⁵⁾ „in das Gebiet des Psychiaters gehört“. Genaue Nachrichten darüber gibt es nicht: die paar

¹⁾ Zu vergleichen die tieftragischen herzbeklemmenden Briefe an Ulrika (V, Nr. 70 und 71, S. 299 ff) aus Genf und aus St. Omer vom 5. und vom 26. Okt. 1803.

²⁾ V, Nr. 76, S. 310 f.

³⁾ Lohse heiratete bald darauf Karoline von Schlieben und starb nach kurzer Ehe in Mailand (Angabe Zollings in der Einl. zur Kleist-Ausgabe bei Kürschner, Bd. I., S. XLIII, Anm.).

⁴⁾ Er hatte (V, Brief Nr. 71) französische Kriegsdienste nehmen, sich der Expedition nach England anschließen und auf dem Meere sterben wollen: „Ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab“ (V, S. 301).

⁵⁾ „H. v. Kl. in der Schweiz“, S. 89.



Briefe, dazu mündliche Berichte Pfuels an Tiedt, Bülow und Wilbrandt, sind die einzigen Zeugnisse dafür. In Basel fehlen die Tor- und Paßkontrollen von 1803 ab.

II. Basel in Kleists Erinnerung.

Für Kleists weitere Schicksale muß ich nochmals auf seine Briefe, seine Werke, seine Biographen verweisen.

Mit Basel hat der Dichter persönlich nicht weiter zu tun gehabt. Ganz am Schlusse seines Lebens aber hat er sich dieser Stadt noch einmal erinnert und zwar in einer seiner „Erzählungen“. Diese erschienen in zwei Bändchen 1810 und 1811, nachdem sie zum Teil schon vorher ganz oder bruchstückweise in Zeitschriften gedruckt worden waren. Eine der völlig neuen war die in Basel spielende: „Der Zweikampf“. Sie ist die letzte des zweiten Teiles und reicht in Gehalt und Form nicht ganz an die Meisterwerke von Kleists Novellistik, den „Michael Kohlhaas“, „Die Marquise von O.“, „Die Verlobung in St. Domingo“ hinan. Trotzdem ist auch sie bedeutend und überragt die Novellistik der damaligen Zeit. Sie ist romantisch, dem Stoffe nach wenigstens; denn sie führt ins Mittelalter, das Traum-Mittelalter der Armin, Brentano und Novalis; auch ihr eigentliches Thema: Zweikampf um der verunglimpften Ehre einer edlen Frau willen, namentlich der Ausgang: eine Art höheren Gottesgerichtes über den wirklichen Freoler, gehört ins romantische Gebiet. Dabei aber zeigt sich die ganze Eigenart Kleists: die knappe, klare Führung der Handlung, die in jedem Zuge den Dramatiker erkennen läßt, ferner die scharfe Beleuchtung der Personen, die stets in Bewegung gezeigt werden; dann diese Bewegung selbst, immer anschaulich, immer charakteristisch. Romantisch also einerseits, modern anderseits, d. h. modern im Sinne eines gefunden, poetischen Realismus, nicht neo-romantischer



Stimmungsduselei, ist, wie Kleists ganze Novellistik, auch „Der Zweikampf“. Erich Schmidt schätzt dieses Werk zwar kaum hoch ein: er erkennt darin eine „unleugbare Ermüdung“ und eine „wohlfeile Abrechnung zwischen Tugend und Laster“¹⁾. Gewiß und wie schon gesagt: an den übrigen Novellen Kleists gemessen, tritt „Der Zweikampf“ in die Hinterlinie; legt man aber nicht diesen kritischsten aller Maßstäbe an und vergleicht damit nur die übrige deutsche Novellenproduktion, auch die bis heute, so ist dieser „Zweikampf“ noch kleistisch genug, um hoch und weit zu ragen, ja zu glänzen. Auch für den „Zweikampf“ scheint mir darum Solgers Wort an Tieck zu gelten: „Was ihn mir weit über unsre Dichterlinge erhob, das war sein tiefes und oft erschütterndes Eindringen in das Innerste des menschlichen Gefühls, das er mir nur oft zu hart und roh an das Licht riß, und die außerordentliche energische und plastische Kraft der äußern Darstellung Diese Eigenschaften äußerte er vorzüglich in seinen Erzählungen, welches Fach ich daher (d. h. vor der Bekanntschaft mit „Hermannsschlacht“ und „Prinz von Homburg“) für seinen eigentlichen Beruf hielt“²⁾.

Den Stoff zu der Novelle verdankt Kleist dem alten französischen Chronisten Jean Froissard³⁾. Dieser berichtet zu den

¹⁾ Einleitung zu den Erzählungen in Bd. III seiner Ausgabe (Bibl. Instit.) S. 129 und 132.

²⁾ R. W. F. Solger an Tieck am 4. Okt. 1817, mitgeteilt von Tieck auf S. LXIV f. seiner Einleitung zu „H. v. Kleists Gesammelten Schriften“ (Bd. I, Berlin 1826).

³⁾ Das hat schon Zolling erkannt, der aus den von Kleist redigierten „Berliner Abendblättern“, Nr. 43 und 44 vom 20. und 21. Febr. 1811, die „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfs“ abdruckte, für deren Autor er allerdings Fouqué glaubte halten zu müssen. (Einkl. zu Bd. IV seiner Kleist-Ausg., S. XV ff).



Jahren 1386/87¹⁾: „Comment deux champions joutèrent à Paris à outrance. L'un avoit nom messire Jean de Carrouge et l'autre Jacques le Gris“. Was da erzählt wird, hat also Kleist in den „Berliner Abendblättern“, die er vom 1. Oktober 1810 bis zum 30. März 1811 leitete, unter dem Titel „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes“ verkürzt wiedergegeben, nicht direkt aus Froissard, sondern nach einem Beitrage von C. Bächler in den Hamburger „Gemeinnützigen Unterhaltungsblättern“ (Nr. 16 vom 21. April 1810): „Hildegard von Carouge und Jakob der Graue“. Neben diesem Artikel scheint er aber auch Froissard selbst nachgeschlagen zu haben; denn am Ende sagt er, was er aus Bächler, der keine Quelle nennt, nicht ersehen konnte: „Froissard erzählt diese Geschichte, und sie ist Tatsache“²⁾.

Der Ritter Hans Carouge, Vasall des Grafen von Mençon, muß über Meer reisen. Während seiner Abwesenheit besucht Jakob der Graue, ein anderer Vasall des Grafen, die Frau

¹⁾ „Les Chroniques de Jean Froissard“ Tome X in der „Collection des chroniques nationales francaises“ avec notes et éclaircissements par J. A. Buchon. Paris 1825. Tome X. S. 276—290. — Raymond Bonafous, der über „Henri de Kleist, sa Vie et ses Oeuvres“ eine ausführliche These veröffentlicht hat (Paris 1894), scheint, trotzdem er nach Zöllings Ausgabe citiert, den gerade für einen Franzosen interessanten Zusammenhang zwischen Froissard und Kleist nicht gesehen zu haben; er macht über die Novelle „Le duel“ nur ästhetische Bemerkungen, d. h. er tadelt die Komposition der Erzählung. (S. 402 f.)

²⁾ Das Verhältnis von Froissard, Bächler und Kleist erläutert Reinhold Steig in „Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfen“, S. 536—545. Dort wird auch Kleists Autorschaft erwiesen. Steig hat darum die „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes“ in den IV. Band der Kleist-Ausgabe des Bibliographischen Instituts aufgenommen (S. 160 ff., 264 und 400). Erster Wiederabdruck aber nicht bei Steig („Kämpfe“), sondern bei Zölling; s. o. S. 270.



des Hans Carouge in Argenteuil und vergewaltigt sie; dann reitet er, schnell wie er gekommen ist, zum Grafen zurück: Alles in $4\frac{1}{2}$ Stunden. Wie Hans Carouge heimkehrt, erzählt ihm seine Frau von der ihr angetanen Beschimpfung. Carouge klagt beim Grafen. Dieser hört beide Parteien und entscheidet, die Dame müsse geträumt haben, da es unmöglich sei, daß ein Mensch in $4\frac{1}{2}$ Stunden 23 Meilen zurücklegen und erst noch eine solche Tat vollbringen könne¹⁾. Carouge jedoch zieht die Sache vor das Parlament. Dieses erkennt auf Zweikampf. Der König und viele Edelste wohnen bei, wie auf St. Katharinenplatz²⁾ gestritten werden soll, in Gegenwart der Dame, „die auf einem Wagen saß und ganz schwarz gekleidet war“. Nochmals versichert sie dem Gatten, daß ihre Aussage wahr und seine Sache eine gerechte sei; denn überwindet ihn Jakob, so wird er gehängt und sie verbrannt³⁾. Der Kampf schwankt, Carouge wird verwundet; doch er faßt neuen Mut und tötet den Gegner. Der Leichnam Jakobs wird vom Scharfrichter gehängt; Ritter Carouge aber empfängt vom Könige Gnadenbeweise und dankt mit seiner Frau Gott in der Kirche.

Zu dieser Geschichte fügte nun Akeist, um den Fall zu komplizieren und ihn dann im Laufe der Erzählung geschickt und glaubhaft zu entwirren, neue, erfundene Motive, vielleicht in Anlehnung an seine Schilderung eines „sonderbaren Rechtsfalls in England“, wo ein Schuß im Dunkel aus dem Busch einen Edelmann tötet, der mit einem andern vorher Streit ge-

¹⁾ Froissard (a. a. O. S. 281): „c'étoit chose impossible avoir chevauché d'aller et de venir et accompli le fait dont on le mettoit sus quatre heures et demi vingt quatre lieues“.

²⁾ „en la place Sainte Catherine derrière le Temple“ (S. 283).

³⁾ „On l'eut pendu et la dame arse“ (284).



habt hat. Der Verdacht fällt auf diesen, erweist sich jedoch als falsch¹⁾. Der Inhalt seiner Novelle²⁾ ist nun folgender:

Wir sind „am Ende des 14. Jahrhunderts“. Da wird Herzog Wilhelm von Breysach, der eben in Worms beim Kaiser die Legitimation eines mit seiner ihm heimlich angetrauten Gemahlin Katharina von Heersbruck, aus dem Hause Alt-Hünningen, vorehelich erzeugten Sohnes, des Grafen Philipp von Hünningen, ausgewirkt hat, in seinem Park durch einen Pfeilschuß tödtlich getroffen. Er kann noch seinem Kämmerer Friedrich von Trota und seinen Vasallen den eben legitimierten Philipp als Thronerben nennen; wäre dieser nicht gesetzlich anerkannt gewesen, so hätte die Krone an Jakob den Rotbart, Wilhelms Halbbruder, fallen müssen. Für den minderjährigen Philipp soll die Mutter die Regentschaft führen. Jakob der Rotbart nimmt das Alles scheinbar ruhig hin und lebt ein freies ausschweifendes Witwerleben weiter. Die Herzogin läßt den Mörder ihres Gemahls suchen. Ihr Kanzler, Godwin von Herrthal, erfährt, daß der Pfeil, mit dem Herzog Wilhelm erschossen worden ist, für den Grafen Jakob den Rotbart verfertigt worden sei; er erfährt ferner, daß in der Mordnacht der Graf seine Burg zur Seltenheit verlassen habe. Davon unterrichtet er, im Staatsrate, die Herzogin. Sie glaubt nicht an Jakobs Schuld, ja schickt ihm selbst die Klage zu. Er, „die Vernichtung seiner Seele verbergend“, teilt seinen Freunden mit, daß er schändlich angeschuldigt werde. Er nennt sich im Uebrigen den Gefangenen der Herzogin und will sich vor einem von ihr eingesetzten Gerichte verantworten. Die Herzogin aber legt die Sache in die Hand des Kaisers, „der sich wegen Verhandlungen mit der Eidgenossenschaft gerade damals in Basel

¹⁾ Vgl. Reinhold Steig in Bd. IV der Kleist-Ausgabe des Bibliogr. Instit. (S. 266 und 401).

²⁾ In der Orig.-Ausg. (Berlin 1811), die mir vorliegt, S. 163—240; Ausg. des Bibliogr. Instit., Bd. III, S. 391—427.



aufhielt.“ Dieser setzt ein Gericht ein, das in Basel stattfinden soll. Vor den Richtern teilt nun Jakob mit, daß er in der Nacht des heiligen Remigius (1. Oktober), da der Mord geschehen war, heimlich bei der schönen, in Liebe ihm ergebenen Tochter des Landdrosts Winfried von Breda, Frau Wittib Littegarde von Auerstein, gewesen sei. Diese gilt als die makelloste Frau des Landes; den Bitten ihres Vaters, sich wieder zu vermählen, hat sie widerstanden und ist im Begriff, unter Erbverzicht zu Gunsten ihrer Brüder, als Äbtissin in ein Kloster zu treten, das unfern ihrer väterlichen Burg an den Ufern des Rheins im Erzbistum Straßburg liegt. Bei der Nachricht von der angeblichen Schande der Tochter wird der Landdrost vom Schlage gerührt und stirbt. Die Brüder wüten gegen die Schwester, deren Schuld ganz klar scheint, erstens weil sie in jener Nacht des heiligen Remigius ihre einzige Zofe weggeschickt hat, zweitens weil Graf Jakob einen Ring Frau Littegardens, ein Geschenk ihres Gemahls, das sie verloren zu haben glaubt, den Richtern eingereicht hat mit der Behauptung, ihn in der Liebesnacht von der Besitzerin erhalten zu haben. Sie stoßen die Schwester aus dem Schlosse, und sie begibt sich — nicht nach Basel, wie sie den sie umgebenden Bauern gesagt hat, sondern nach der Trotenburg, um den Kämmerer Friedrich von Trota, von dem sie weiß, daß er ihr in stiller Verehrung ergeben ist, um Beistand vor dem Gericht in Basel anzusuchen: er möge ihr dort einen Rechtsgehilfen anweisen. Friedrich von Trota glaubt an ihre Unschuld und erbietet sich selbst zum Anwalt ihrer Sache; seine Schwestern Bertha und Kunigunde sowie seine Mutter Frau Helene, sollen sie bei sich behalten; er selbst reitet nach drei Tagen gen Basel. Dorthin haben Littegardens Brüder, die Herren von Breda, gemeldet, ihre Schwester sei freiwillig entwichen; sie solle schandenthalber aus der Geschlechtstafel des Bredaschen Hauses gestrichen werden.



Das Gericht gibt dem keine Folge; aber es beschließt, da Jakob der Rotbart sich mitleidig für Vittegarden umsieht, diesen vom Verdachte freizusprechen, bei der Ermordung seines Halbbruders mitgewirkt zu haben, und der Kaiser ordnet dazu eine feierliche Sitzung an. Eben liest „unter den Hallen des weitläufigen Gerichtssaales“ der Herold das Schreiben der Bredas vor, da erscheint Herr Friedrich von Trota, bittet es sich aus, zerreißt es und wirft die Stücke samt seinem Handschuh dem Rotbart ins Gesicht mit der Erklärung, er wolle Frau Vittegardens Unschuld im Gottesgerichte beweisen. Der Kaiser, dem das gemeldet wird, ruft Frau Vittegarden nach Basel und setzt den Tag der heiligen Margaretha“ (13. Juli) als die Zeit, und den „Schloßplatz zu Basel“ als den Ort des gerichtlichen Zweikampfes fest. „Eben ging“, heißt es wörtlich weiter, „diesem Schluß gemäß, die Mittagssonne des Margarethentages über die Türme der Stadt Basel, und eine unermessliche Menschenmenge, für welche man Bänke und Gerüste zusammen gezimmert hatte, war auf dem Schloßplatz versammelt, als, auf den dreifachen Ruf des vor dem Altan der Kampfrichter stehenden Herolds, beide, von Kopf zu Fuß in schimmerndes Erz gerüstet, Herr Friedrich und der Graf Jakob, zur Ausfechtung ihrer Sache, in die Schranken traten. Fast die ganze Ritterschaft von Schwaben und der Schweiz war auf der Rampe des im Hintergrund befindlichen Schlosses gegenwärtig; und auf dem Balkon desselben saß, von seinem Hofgefinde umgeben, der Kaiser selbst, nebst seiner Gemahlin, und den Prinzen und Prinzessinnen, seinen Söhnen und Töchtern.“

Vor dem Kampfe dringen Herrn Friedrichs Mutter und Schwestern, bewogen durch die unwiderleglich scheinenden Verdachtsgründe, in Frau Vittegarden, sie solle ihre Schuld gestehen, wenn sie eine solche habe, da ihrer und Herrn Friedrichs der Scheiterhaufen harre, wenn der Rotbart siege. Vittegarde bekennt schlicht



nochmals ihre Unschuld und ihr Vertrauen in die Gerechtigkeit Gottes. Der Kampf beginnt. Am Anfang wird Jakob leicht am Handgelenke verwundet; nach einer Stunde stürzt jedoch Herr Friedrich, in seine Sporen verwickelt, zu Boden, und Jakob stößt ihm dreimal den Flammberg in den Leib. Häscher führen den Schwerverwundeten und Frau Littegarden ins Gefängnis. Friedrichs Wunden sind aber seltsamer Weise nicht tödlich; nach wenigen Wochen kommt er wieder auf. Er möchte nochmals für die Unglückliche kämpfen, deren Unschuld, trotz den gegenteiligen Versicherungen seiner Schwester und seiner Mutter, ihm Gewißheit ist. Er möchte sie, mit Erlaubnis des „Schloßvoigts“, besuchen; sie lehnt es ab. Er geht doch, mit Mutter und Schwestern, zu ihr. Sie weist ihn verzweiflungsvoll weg; er wird ohnmächtig; die Mutter verflucht Littegarden; denn sie hat, schon vor dem Zweikampfe, von dem Beichtvater Jakobs erfahren, daß dieser auf die Hostie geschworen habe, seine Aussage sei wahr; auch habe er dem Priester das Erlebnis mit allen Einzelheiten geschildert. Frau Littegarde erzählt nun, wie ihr Graf Jakob allerdings schriftlich seine Liebe erklärt, daß sie ihn aber zurückgewiesen habe. Friedrich faßt trotz Allem die Gewißheit, daß durch den Zweikampf, den er für sie gefochten habe, ihre Unschuld noch ans Licht kommen werde. Inzwischen hat das zu Basel vom Kaiser eingesetzte Tribunal für Friedrich von Trota und Littegarden von Auerstein auf Tod durch die Flammen auf dem Platze des Zweikampfes selbst erkannt; eine Deputation von Räten kündigt dieses Urteil den Gefangenen an. Die Ausführung soll jedoch verschoben werden, bis Graf Jakob der Rotbart, gegen den der Kaiser „eine Art von Mißtrauen nicht unterdrücken konnte“, beiwohnen kann. Der Rotbart liegt nämlich krank und zwar an der kleinen Wunde, die Herr Friedrich ihm an der Hand beigebracht hat; sie eitert Krebsartig. Die Hand muß abgenommen werden,



dann der Arm; doch der ganze Körper geht in Eiterung und Fäulnis über; der Prior des Augustinerklosters fordert den Grafen auf zu beichten; da nimmt Jakob nochmals die Hostie auf seine Aussagen; außerdem bekennet der Turmwächter des Breda'schen Schlosses, daß er in der Nacht des heiligen Remigius, bestochen, den Grafen ins Schloß gelassen habe. In Jakob selbst steigt nun, wie übrigens auch im Prior, nach und nach der Verdacht auf, er sei am Ende durch eine andere Person getäuscht worden. Und das bestätigt sich: Jakob der Rothbart hatte mit Rosalien, der Kammerzofe Vittegardens, schon lange ein schimpfliches Verhältniß. Seit einiger Zeit aber hatte er sie vernachlässigt; sie beantwortete darum den Liebesbrief, den er an ihre Herrin gesandt hatte, mit einer im Namen Vittegardens geschriebenen Einladung auf die Nacht des heiligen Remigius. Eine Antwort des Grafen an Vittegarden fing sie auf und meldete zurück, sie werde den gräflichen Liebhaber an der Gartenpforte erwarten. Um Vittegarden zu täuschen, verlangte sie Urlaub aufs Land, erhielt ihn, kehrte jedoch zurück und verschaffte sich ein Nachtlager in einem leerstehenden Zimmer des öden Schloßturmes. Jakob wurde von dem bestochenen Wächter eingelassen, von einer verschleierten Person am Gartentor empfangen und in ein Zimmer zu den Freuden der Liebe geführt. Beim Abschied empfing er den von Rosalien der Herrin gestohlenen Ring. Einen Ring seiner eigenen verstorbenen Frau, den er als Gegengeschenk versprochen hatte und später sandte, fing Rosalie dann auf und behielt ihn. Bald darauf wurde das Mädchen wegen Diebstahls entlassen; zu Hause kam sie nach neun Monaten nieder und gab Jakob den Rothbart als Vater ihres Kindes an; als Beweis zeigte sie den abgefangenen Ring des Grafen. Die Gerichte melden nun diese Sache dem Reichstribunal in Basel und schicken den Ring durch einen Rathsherrn dorthin. Wie Graf Rothbart die Botschaft



empfängt — es ist an dem zu Vittegardens und Friedrichs Hinrichtung bestimmten Tage, die der Kaiser glaubte, nicht mehr länger aufschieben zu dürfen — verlangt er auf den Richtplatz getragen zu werden. Dort sind die beiden Verurteilten, unter Zulauf einer unermesslichen Volksmenge und unter Glockengeläute, schon auf dem Scheiterhaufen gegenüber dem Altan des Kaisers festgebunden. Der Prior der Augustiner, der die Bahre geleitet, auf der Jakob liegt, gebietet den Hekern Halt. Der Kaiser, mit mehr denn tausend Rittern und allem nachströmenden Volke, tritt zu der Bahre; Rotbart nennt Friedrich „unschuldig, wie es der Spruch des höchsten Gottes an jenem verhängnisvollen Tage, vor den Augen aller versammelten Bürger von Basel entschieden hat“; denn Friedrich, den drei tödliche Wunden getroffen, blühe; ihn, den ein leichter Hieb gestreift, habe diese kleine Verletzung gefällt. Dann bekennt er, wie er vor dem Kampfe getäuscht worden sei. Der Kaiser läßt die Verurteilten durch einen Ritter holen und küßt sie auf die Stirne, bedeckt Vittegardens Sündergewand mit dem Hermelin seiner Gemahlin und führt die Dulderin am Arm in die Gemächer seines kaiserlichen Schlosses. Auch Friedrich von Trota wird bekleidet. Dann fragt der Kaiser den Arzt, ob für Jakob den Rotbart, „da derselbe sich doch in den Zweikampf, der ihn zu Grunde gerichtet, nicht eben auf frevelhafte und gotteslästerliche Weise eingelassen“, keine Rettung sei. Aber Jakob bekennt, daß er seinen Bruder Wilhelm von Brenschach, um selbst zur Krone zu gelangen, durch einen sechs Wochen vorher zu der That gedungenen Glenden, mit einem Pfeil aus seiner eigenen Rüstkammer habe ermorden lassen. Gleich darauf stirbt er. Die Regentin, Wilhelms Witwe, tritt aus dem Gefolge der Kaiserin hinzu und bestätigt, das sei ihres sterbenden Gemahls Ahnung gewesen, an die sie allerdings nicht geglaubt habe. Rotbarts Leiche wird auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Vittegarde



und Herr Friedrich werden, vom Kaiser und der Regentin reich beschenkt, nach drei Wochen ein Ehepaar. Der Kaiser aber läßt, „sobald er, nach Vollendung seiner Geschäfte mit der Schweiz, wieder in Worms angekommen war, in die Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfs, überall wo vorausgesetzt wird, daß die Schuld dadurch unmittelbar ans Tageslicht komme, die Worte einrücken: Wenn es Gottes Wille ist.“

Die Veränderungen, die Kleist mit der Erzählung Froissard-Bächlers vorgenommen hat, um zu einer motivenreichen, verwickelten, aber doch klar sich lösenden romantischen Novelle zu gelangen, sind ohne weiteres erkennbar; er hat verbreitert und vertieft.

Warum hat er den Schauplatz verändert? — Kleist war ein glühender deutscher Patriot geworden; seine „Hermannsschlacht“, mehrere seiner Gedichte und kleineren Erzählungen, auch sein „Prinz von Homburg“ sind unvergängliche Zeugnisse für seine hohe Vaterlandsliebe. Da wollte er, dessen „Abendblätter“ gegen Napoleon und Frankreich gerichtet waren, wohl nichts Französisches, nicht einmal romantisch Französisches in seinen Schriften dulden, und er verlegte die Szene aus Mençon und Paris in eine ihm ebenfalls bekannte Gegend: an den Oberrhein mit Basel als Mittelpunkt.

Erst zehn Jahre vorher hatte er ja in diesem Basel nahezu zwei Wochen verweilt, in schweren Zeiten, in denen gewiß der Name der nahen, 1796 vergeblich bestürmten französischen Festung Hüningen oft genug ausgesprochen worden war; auch Breisach wird in jenen Tagen, als Kleist sich in Basel nach der allgemeinen Lage der politischen Dinge erkundigte und z. B. über Zschokke und dessen Verhältnis zur Regierung Manches erfuhr, öfters genannt worden sein, war es doch erst 1793 von den Franzosen zerstört, 1796 neu befestigt, im Winter 1799 auf 1800 von den Oesterreichern blockiert und im eben ge-



schlossenen Frieden von Lunéville (9. Febr. 1801) dem Herzog von Modena zugeteilt worden.

Basel, Hünningen, Breisach hatte Kleist also zusammen nennen hören; Basel kannte er am besten; darum nahm er die Stadt als Centrum; dazu erfand er einen Herzog von Breisach mit einer Gemahlin aus dem Hause Alt-Hünningen und einen minderjährigen Grafen Philipp von Hünningen. Historisch hat es solche Fürsten und Adlige nicht gegeben.¹⁾ Hauptperson blieb Froissards Jacques, aber nicht Jacques le Gris, sondern aus dem „Grauen“ wurde ein Jakob der Rotbart, Anwärter des imaginären Herzogtums Breisach. — Kleist brauchte weitere Namen; das war seine Übung vom Drama her, wo jeder benannt sein muß, der höchste wie der geringste. Und so griff er hin, wo er Namen fand, ohne gar strenge Wahl; einige hat er selbst gemacht: Herrthal, Auerstein. Breda hat er aus den Niederlanden, Trota (Trotha) von der Saale her, Heersbruck (Hersbruck) aus dem bayrischen Mittelfranken geholt, d. h. es war ihm, dem ums Historische unbekümmerten, völlig gleichgiltig, ob diese Namen an den Oberrhein und zu seinen Grafen von Hünningen und Herzögen von Breisach paßten oder nicht, gleich wie er auch ganz unbedenklich das Amt eines niedersächsischen „Landdrosts“ (Landvogts) in der Gegend von Basel vorkommen läßt und den Bischof von Straßburg, dessen Diözese im Mainzer Erzsprengel lag, zum Erzbischofe macht. — Ebenjowenig scheint sich der Dichter den Kaiser jener Zeit als Persönlichkeit vorgestellt zu haben. „Ende des 14. Jahrhunderts“ wird als Datum angegeben; da hat Wenzel regiert (1378 bis zu seiner Absetzung 1400), jener 1361, als Sohn Kaiser Karls IV.

¹⁾ Der Name „Alt-Hünningen“ läßt übrigens erkennen, daß Kleist sich noch an die zweierlei Hünningen bei Basel erinnerte; nur heißen sie in Wirklichkeit nicht „Alt-“ und „Neu-“, sondern „Groß-“ und „Kleinhünningen“, jenes elsässisch, dieses baslerisch.



aus dem Hause Luxemburg, geborene Wenzel, der Jäger und Trinker, der selbst gar nie Kaiser, sondern nur römischer König und König von Böhmen gewesen ist und Basel nie besucht hat.¹⁾ Aber dem Romantiker kommt es nicht auf irgendwelche geschichtliche Genauigkeit an. Im Mittelalter hat für ihn Deutschland einfach einen mächtigen Kaiser: unnötig, ihn beim Namen zu nennen. Er befiehlt, er thront, er schlichtet, ist verehrt von Adel und Volk, und an seiner Seite wandelt, im Hermelin, eine milde Kaiserin. In jeder Stadt hat er ein prächtiges kaiserliches Schloß, von dessen „Altan“ er sich zeigt oder Turnieren und Gottesgerichten, auch etwa Hinrichtungen zusieht, immer an der Seite seiner Gemahlin, begleitet von Söhnen und Töchtern, inmitten von „mehr denn tausend Rittern“, umdrängt von einer „unermesslichen Menschenmenge“. Am Ende des 14. Jahrhunderts hat dieser Idealkaiser Geschäfte mit einer „Schweiz“, deren Name damals noch gar nicht existierte. „Acht alte Orte“: das ist weit, weit aus Kleists Gesichtsfeld gerückt, wenn er überhaupt je davon hat reden hören.²⁾

In all diesem phantastischen Märchenwesen dann Basel, der Ort, den Kleist ziemlich genau kannte. Aber auch dieses Basel ist zum Märchen, zur romantischen Traumstadt, geworden. Das ist eigentümlich. Nicht einmal die so charakteristische Silhouette erscheint, und doch hatte Kleist vom 13. bis zum

¹⁾ Wenzel hat natürlich mit Basel und dessen Bischöfen als Reichsoberhaupt manches zu verhandeln gehabt; daß er aber je nach der Stadt gekommen wäre oder gar von ihr aus mit den Eidgenossen verhandelt hätte, ist historisch nicht richtig (vgl. Th. Lindner „Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel“, 2 Bde., Braunschweig 1875 und 1880) passim.

²⁾ Herr Prof. E. A. Stüdelberg macht mich noch auf andere Anachronismen aufmerksam: im XIV. Jahrhundert waren die Rüstungen aus Eisen, nicht aus Erz; Flammberge gibt es erst im XVI. Jahrhundert; die Bauten des XIV. Jahrhunderts haben keine Altane.



16. Dezember 1801 nachweislich, nach eigenem Geständnis¹⁾ auf der Rheinbrücke gestanden und sich umgesehen, war am 21. auf den Münsterplatz gegangen, und am 24. hatte er in der Stadt herum nach dem Freunde Lohse gesucht.²⁾ Aber nichts in dem Basel seiner Novelle erinnert an das wirkliche Basel: kein Münster, kein Münsterplatz, kein Bischof, kein Rathaus, kein Kornmarkt, nicht einmal der Rhein. Nur Türme gibt es und ein Kaiserschloß mit einer mächtigen „Rampe“ und im Schloß einen mitteldeutschen „Schloßvoigt“, vor dem Schloß einen riesigen Platz für „eine unermessliche Menschenmenge“. Dinge, die in Basel nie gewesen sind. — Woran erinnern sie? Also keinesfalls an Basel, aber — an das Theater, an Dekorationen, wie sie sich der Dichter zum „Räthchen von Heilbronn“ (1808) vorgestellt hatte, für dessen erste in Worms spielende Szene des fünften Aktes er direkt vorschreibt: „Freier Platz vor der kaiserlichen Burg . . . im Hintergrunde die Schranken des Gottesgerichts“; in der 13. Szene hat dann das Wormser Schloß auch eine „Rampe“.

Basel ist also dem Dichter, der hier einige seiner innerlich bewegtesten Tage verlebt, d. h. zwischen der Sehnsucht nach idyllischem Glück und der rauhen Wirklichkeit geschwankt hatte, zum bloßen Requisit geworden. Leben hat es nur noch aus seiner Nachbarschaft in einige Namen hinein gespendet.

Immerhin, die Erinnerung an die Dezembertage 1801 hatte den Dichter doch auch in den Berliner Kampffahren nicht ganz verlassen; nur hat ein romantisiertes Basel das wirkliche abgelöst. Beidemale ist es Hintergrund: 1801 das „neue Vaterland“, in dem er ein glückliches Leben beginnen will, 1811 der Schauplatz, auf dem historisch unmögliche, aber

¹⁾ Brief an Ulrike vom 16. Dezember 1801 (V, Nr. 52 S. 270), s. oben S. 255.

²⁾ Siehe oben S. 262.



dichterisch umso lebendigere Menschen leiden, kämpfen und siegen.

Das Jahr 1811! — Am 21. November 1811 ist Kleist aus dem Leben gegangen.

Was hier zu diesem seinem Leben, auch zu seinem Dichten, beigebracht wird, ist wenig; es erscheint aber vielleicht in einem bessern Lichte, wenn man bedenkt, daß jede Beschäftigung mit diesem ausgezeichneten Geist erschüttert und — erhebt.

